

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 25-26

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer
Autor: Frey, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Conrad Ferdinand Meyer.

Sein Leben und seine Werke.

Von Adolf Frey (Cotta, Stuttgart 1900).

Mit Bild nach einer Radierung von Robert Lemann, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Man könnte den Versuch machen, die großen Dichter in zwei Kategorien einzurichten, je nachdem sie Beruf und Meinung zur Selbstbiographie hatten oder nicht, und vermutlich würden sich wertvolle Schlüsse auf die Art ihres poetischen Schaffens aus dieser Einteilung gewinnen lassen. Gottfried Keller z. B. ist, wie Goethe, eine autobiographische Natur; seine erste bedeutendere künstlerische Leistung, „der grüne Heinrich“, ist eine Art von Autobiographie, und auch da, wo Keller gar nicht die Absicht hat, sich selbst zu schildern, in seinen späteren Dichtungen, drängt sich die eigene Persönlichkeit in tausenderlei Verkleidungen hervor, bald ernsthaft, bald grotesk, zuweilen dem Leser sehr sympathisch, zuweilen auch recht unsympathisch. Noch mehr: Während man im allgemeinen Briefe und Tagebücher mit großer Vorsicht aufzunehmen hat, so enthüllen die Aufzeichnungen solcher zu Konfessionen geneigter Schriftsteller, vor allem diejenigen Kellers, den Charakter ihrer Autoren in schärfster Deutlichkeit, und tragen nicht selten den Stempel einer geradezu erstaunlichen Wahrhaftigkeit an sich. Der Biograph, der das Leben eines so gearteten Dichters zu schildern unternimmt, kann wohl neues Material aus Briefen, Tagebüchern u. s. w. beibringen; aber es kann dem aufmerksamen Leser kaum etwas ganz Neues über den Werdegang seines Helden, was nicht schon aus der Lektüre der Werke zu erkennen wäre, offenbaren. Ganz ein andres ist es mit Conrad Ferdinand Meyer. Er war keine autobiographische Natur; er liebte es, wie Frey sagt, „sein Leben zu beschweigen“; er hat fast nichts Autobiographisches drucken lassen; er hat immer und immer wieder die unfertigen Entwürfe seiner Arbeiten vernichtet; er wollte niemand die Mühsal der Werkstatt schauen lassen. Und was nun gar die fertigen Werke des Dichters betrifft, so erschwert schon das äußere Gewand, die Kunstrform der historischen

Novelle, das Erkennen von persönlichen Momenten. Es ist daher ein rechtes Glück zu nennen, daß dem Verfasser für die vorliegende Biographie noch andere Quellen zugänglich waren

als die, welche der Dichter selbst hinterlassen hatte, nämlich einmal die Tagebuchaufzeichnungen der Mutter, die über die Entwicklung des Knaben guten Aufschluß gaben, und dann, was noch weit wichtiger ist, die mündlichen Berichte der Schwester, die dem werdenden Dichter während der ganzen Jugend und Lehrzeit zur Seite gestanden und seine Entwicklung mit feinstem Verständnis verfolgt hat. Es erwuchs dem Biographen die Aufgabe, aus diesen Mitteilungen gerade das heraus zu entwickeln, was Meyer zu seinen Lebzeiten mit Vorliebe verbüßte, sei es, daß ihm die Profanation vor der Öffentlichkeit widerstrebe, sei es, daß es ihm selbst unter der Schwelle des Bewußtseins blieb. Nun ist aber der Lebenslauf bedeutender Persönlichkeiten notwendig Gemeingut der Gebildeten und kann der öffentlichen Untersuchung auf keinen Fall entzogen bleiben. Daß diese in würdiger Weise vorgenommen werde, dafür traf Meyer selbst Vorsorge, indem er ausdrücklich und zu wiederholten Malen den Freund

und den gesinnungsverwandten Dichter zu seinem Biographen bestellte.

Das schwierigste Stück Arbeit für den Biographen war es wohl, die langen, schweren Jugend- und Lehrjahre des Dichters, die sich eigentlich bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr erstreckten und die fast ganz ohne äußerlich interessante Ereignisse verliefen, darzustellen. Die äußern Verhältnisse lagen für Conrad Ferdinand Meyer in ungewöhnlicher Weise günstig: Er entstammte einer alten, wohlhabenden Zürcher Familie, in welcher Wirksamkeit im öffentlichen Leben und schriftstellerische Tätigkeit hergebracht waren, und wenn auch der Vater allzu früh starb, so verblieb ihm doch die Mutter, wohl befähigt,



Conrad Ferdinand Meyer

die Erziehung des Knaben zu leiten; die um sechs Jahre jüngere Schwester war ihm zeitlebens ein treuer, verständnisvoller Freund; der bescheidene Wohlstand der Familie gewährte eine gewisse Bewegungsfreiheit, ohne doch die Notwendigkeit ernsthafter Arbeit aufzuheben; und als dann, ob der ungebührlich lange ausgedehnten Zeit des Lernens und der Erwerbslosigkeit die pekuniären Verhältnisse doch knapp zu werden drohten, gab ein seltener Glückfall — nämlich das Anfallen eines beträchtlichen Legates — dem Dreißigjährigen die Bewegungsfreiheit zurück, so daß er seine Lehr- und Studienzeit noch um ein Dezennium verlängern konnte.

Frey schildert in ergreifender Weise die tragischen Konflikte, welche sich, für den Außenstehenden unsichtbar, auf dem Grunde dieses fast allzu gleichmäßig verlaufenden Lebens abspielten. Sie entsprangen aus dem alten schmerzlichen Gegensatz zwischen dem innern Drange zu dichterischer Betätigung und den Forderungen des praktischen Lebens, zwischen dem leidenschaftlichen künstlerischen Wollen und dem mangelhaften Gelingen, von dem alle Künstlerseelen erfüllt zu sein scheinen; nur daß wegen der so auffallend spät erwachenden Produktivität Meyers sich dieser Zustand bei ihm ungewöhnlich in die Länge zog und sich ungewöhnlich schmerzlich gestaltete. Es ist ein großes Bild, das uns Ad. Frey in dieser Biographie zeichnet. Die menschliche Unfreiheit und Willensgebundenheit, die bei den großen Künstlernaturen überhaupt mit ganz anderer Stärke als die Erscheinung tritt als bei den Alltagsmenschen, offenbart sich hier mit elementarer Gewalt. Was auch der junge Mann beginnen mag, um seine Crifenz auf bürgerlich gesunden Boden zu stellen, alles mislingt ihm, die juristischen Studien, die pädagogische Thätigkeit, die historischen Versuche, die Ueberseerarbeit, und vor Allem, seine poetische Produktion bleibt bis gegen das vierzigste Altersjahr so unfertig, so unreif, daß sie ihn selbst niemals befriedigt. Es ist, als ob ein neidischer Dämon sein Spiel mit ihm trieb, ihm das Werkzeug aus der Hand schlägt, so oft er eine praktische Arbeit beginnen will, ihm die Tafel auslöscht, so oft er die Gestalten seiner Phantasie mit dem Griffel festzuhalten versucht.

Diese schlimme Zeit ist im ersten Buche beschrieben. Im zweiten schildert Frey die endliche Befreiung und das Erwachen der künstlerischen Persönlichkeit. Hier bewährt es sich, daß der Verfasser selbst ein berufener Dichter ist und daher durch die eigene Thätigkeit Einsicht in die Natur poetischen Schaffens, zumal auf dem Gebiete der Lyrik, besitzt; deshalb wohl bespricht Frey die Lyrik Meyers eigentlich eingehender als die epischen Dichtungen. Die Entstehungsgeschichte einer großen Zahl von Gedichten wird uns vorgeführt, wie sie mit Dertlichkeiten, mit Landschaftlichem, mit den Ereignissen aus dem Leben, mit Personen und Stimmungen aufs innigste zusammenhängen. Alles das aber ohne Pedanterie, ohne Schulmeisterei, ohne Gelehrtheit, verflochten mit anmutiger, reizvoller Erzählung. Selbst ein genauer Kenner der Meyer'schen Muse wird in diesen Kapiteln noch Neues finden und eine vertiefte Einsicht in das Wesen der Dichtungen gewinnen. Wenn Detlev von Lüttichow Meyer den Sinspruch widmet:

„Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit,
„In einer Waffenhalle fand ich ihn
„Als höchste Zier.
„Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
„Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
„Bin ich bei Dir“

so bekundete er damit, daß sich ihm nur eine Seite in der Natur des Dichters offenbart hat, daß er aber nicht weiß, wie innig, wie tief diese Gedichte sind und wie sehr mit dem Herzblute des Dichters geschrieben.

Von den epischen Dichtungen erfahren die frühesten auch die eingehendste Behandlung von Seite des Biographen. Wie uns scheint, mit Recht; denn nachdem Frey an „Engelberg“ und am „Zenatsch“ gezeigt hat, wie so eigenartig Meyer arbeitete, wie er unermüdlich feilte und besserte, wie die Dichtungen drei, vier und mehr Ueberarbeitungen erfahren, aus denen sie stetig geläutert hervorgehen, so konnte ein ebenso genauer Bericht über die folgenden Werke nur zu Wiederholungen führen.

Frey ließ seine Biographie schon ein Jahr nach des Dichters Tode erscheinen. Daraus ergab sich für ihre Abschaffung neben dem ausschlaggebenden Vorteil der frischen Erinnerung in seinem Gedächtnis, wie im Gedächtnis der Umgebung des Dichters, als ein Nachteil die Pflicht einer gewissen Reserve

in der Berichterstattung. Wir vermuten, es habe aus diesem Grunde Frey die Frage nach dem religiösen Bekanntnis Meyers so kurz abgethan, während doch mancherlei Erscheinungen vorlagen, die zu einer genaueren Untersuchung direkt reizten. Meyer gehörte einer protestantisch strenggläubigen Familie an; doch hat er sich offenbar über den kirchlichen Standpunkt hinaus entwickelt. Da nun aber den weiblichen Mitgliedern seiner Familie, die Freundinnen der Familie miteingeschlossen, die Religion Herzenschäke war, so mag Meyer, wie sein Kanzler Thomas Becket im „Heiligen“ es that, die abweichende Meinung klug und liebvoll im eigenen Bauen verwahrt haben, und darum ist es begreiflich, daß keine offenen und unumwundenen Bekanntnisse über diese Seite seiner geistigen Entwicklung vorliegen werden und daß man also auf indirekte Schlüsse wird angewiesen sein. Was Frey berichtet, daß es Meyer angesichts eines wahren und heftigen Schmerzes schwer gefallen sei, mit den hergebrachten Glaubensformen zu trösten, ist von großer Bedeutung, und wir können daraus nichts anderes folgern, als daß diese Formen für ihn ihre Kraft verloren hatten. Noch schwerer aber fällt es ins Gewicht, daß Meyer sein einziges positiv religiöses Gedicht in seine Sammlung aufgenommen hat, während doch andere deutsche Lyriker vor ihm — die Romantiker, Annette v. Droste-Hülshoff, Mörike — eine große Zahl solcher Lieder von bedeutendem dichterischem Werte in ihren Sammlungen zugelassen hatten. Wenn Meyer ihrem Beispiel nicht folgte, so zeigt dies eben, daß er ihren Standpunkt nicht teilte. Ihm war die Kunst Religion und heilige Sendung, und Theologisches hatte er nichts zu sagen. Die Begriffe Schuld und Reue und Vergeltung waren seiner hohen Seele fremd; er hat in dem reizenden Gedichte „Ein Bischen Freude“ sich deutlich genug dagegen gewendet; Verheißungen auf ein besseres Jenseits kennt er in seinen Gedichten nicht. Das süße Kindchen, „das den Gärten sich zum Freunde gemacht“ und das im Spät-Herbst stirbt, läßt er entschlafen „gehüllt in eine Decke weiß und tief, und dem armen Tagelöhner, den er lange Jahre seinen Spaten führen sah und die Erde bauen, auf der er fußte fest und gut“, dem gibt er als letzten Gruß und Wunsch die schlichten Worte mit ins Grab:

„Nun hast du das Land erreicht,
„„Das du so fleißig grubest,
„„Lasse dir die Scholle leicht,
„„Die du täglich hubest.“

Allerdings nennt Frey einmal Meyer einen überzeugten Protestant und dezidierten Gegner des Katholizismus, will dies jedoch in historischem Sinne verstanden wissen. Wir sehen aber, daß selbst diese kulturhistorische Bevorzugung des Protestantismus zurücktritt, wenn die künstlerische Notwendigkeit und die historische Gerechtigkeit es verlangen. Man erinnere sich der unvergleichlichen Novelle „Das Amulett“. Hier schildert der Dichter die weltgeschichtlichen Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus zur Zeit ihres wütendsten Kampfes, weiß aber die beiden Helden aus den entgegengesetzten Lagern so zu zeichnen, daß sich ihnen in gleicher Weise unsere Teilnahme und Sympathie zuwenden muß.

Conrad Ferdinand Meyer ist, als er endlich die reisen Früchte seiner langsamem Entwicklung zu bieten vermochte, in verhältnismäßig kurzer Zeit beim Publikum durchgedrungen und populär geworden. Die Verbindung mit Rodenberg und der deutschen Rundschau hat daran großen Anteil. Immerhin hatte er das fünfzigste Lebensjahr reichlich überschritten, als Erfolg und Anerkennung sich einstellten. Das Kapitel „Das Bild des Dichters“ bezieht sich auf diese Zeit des anhebenden Ruhmes. Auf zweihunddreißig Seiten gibt Frey eine Analyse der Persönlichkeit, die zum Feinsten und Tiefsten gehört, was jemals die Kunst eines Biographen hervorgebracht hat. Wir müssen darauf verzichten, dem Leser diesen Teil — den besten des ganzen Werkes — zu schildern. Wo Form und Inhalt in solcher Vollkommenheit zu einem Kunstwerke sich verbinden, ist das Herausholen eines Bruchstückes oder die Bergliederung des Ganzen in gleichem Maße zwecklos und schädlich.

Die Biographie eilt nun in raschem Zuge dem Ende entgegen. In dem Kapitel „Die große Ernte“ wird noch ein Dezennium beglückten Schaffens schildert. „Nun brach die poetische Kraft ungehindert aus, ebenso überraschend und geheimnisvoll gesteigert, wie sie einst rätselhaft und geheimnisvoll gestockt, und in gesegneter Arbeit flossen die Tage dahin, einer fast dem andern gleich.“ — „Das Denken und Formen

in tausend und abertausend Stunden vergangener Tage, Wandel und Umbildung in ihm selbst, die Reife und Vollendung der eigenen Persönlichkeit, jetzt trug alles endlich seine Früchte. Jetzt fühlte er sich gewachsen, that das Zaudern ab und gewann ein Herz, seine Stoffe kurzer Hand anzufassen und das einmal Erreichte zur Ausreifung zurückzulegen oder entschlossen zu Ende zu dichten; und die vorgerückten Jahre, die zur Eile mahnten, halfen ihm über manches Grübeln rascher hinweg.

Der Leser wird sodann mit inniger Teilnahme im folgenden Kapitel „dunkle Vorboten“ die Schilderung der anhebenden nervösen Erkrankung verfolgen, welche die Arbeitskraft des ratsellosen Dichters hemmte. Eine Fülle von poetischen Entwürfen hatte er noch unter seinen Händen, als geistige Umnachtung ihn erfasste und seiner Arbeit für immer ein Ende machte. Über das Kapitel „Dämmerung und Ende“, das diese Zeit schildert, ist eine tief wehmütige Stimmung ausgespülten. So schmerzlich die Berichte Freys über seine Besuche im Krankenhaus sind, so ist doch alles, was er zu erzählen hat, so voll rührender Schönheit, daß uns das Bild des Dichters in keiner Weise getrübt wird. Die letzten Jahre seines Lebens veränderte er als ein Halbgemeiner im eigenen Heim, von Gattin und Töchterchen liebend gepflegt, ohne noch einmal die Kraft zur Produktion wieder zu gewinnen.

Dem Leser, der dieses Lebensbild vor seinem Auge hat vorüber ziehen lassen, wird vielleicht ein anderes Schicksal von nicht geringerem tragischem Gehalte vor die Seele treten, wir meinen dasjenige des „Heiligen“ in Konrad Ferdinand Meyers ergreifender Dichtung. Keiner seiner Gestalten hat Meyer so viel vom Eigenen verliehen als dem Kanzler König Heinrichs. Ebenso vornehm, ebenso schweigsam, in eben solchem Maße von Abneigung gegen Blut und Gewaltjamkeit erfüllt, voll Ekel und Widerwillen gegen das Gemeine, ein stiller aber grundtiefes Kenner der Menschen, schritt der Dichter durchs Leben. Die adelige Gebärde, das verhaltene Pathos, die weltmännische, zwei Kulturböller umspannende Bildung, das langsame Ausreifen der einmal aufgenommenen Eindrücke und Ideen eigneten ihm wie seinem Helden, dem Kanzler; und wie dieser war er während seines ganzen Lebens in der Hand von feilichen Gewalten, die ihn meisterten und beugten. Wenn wir das eine wie das andere Buch zu Ende gelesen haben, den „Heiligen“ wie die Biographie, so werden nahe verwandte Stimmungen uns erfüllen: Wir glauben, an Hand des Dichters ein Menschenbild bis auf den Grund analysirt zu haben, und trotzdem — es bleibt ein geheimnisvolles, rätselhaftes Etwas, das wir nicht ergründen. Und das gerade ist es, was den hohen Zauber dieser beiden Bücher ausmacht.

H. G.

Bei dem Bilde:

„Die Probe der Taufbitte“

von D. E. Steiner, Winterthur.

David Eduard Steiner von Winterthur war der Sohn des Landschaftsmalers Emanuel Steiner. Er lebte von 1811—1860 und hatte seine höhere Ausbildung in München unter Cornelius und W. von Kaulbach erhalten. Er wendete sich zunächst dem Porträtfach zu. Bei einem späteren Aufenthalt in München malte er dreißig Künstlerporträts, die in der Kunsthalle in Winterthur ausgestellt sind (u. a. Kaulbach, Moritz v. Schwind, Genelli, Merz, Koch u. s. w.). In den vierziger Jahren hat er sich auf die Landschaft geworfen und daneben der Historienmalerei gewidmet. Die Kunsthalle birgt zahlreiche Landschaftsstudien, namentlich aus der inneren Schweiz. Seine bedeutenderen Bilder befinden sich in Winterthur („Rütlischwur“ und „Disputation in Marburg“). Steiner vermachte seiner Vaterstadt seinen und seines Vaters künstlerischen Nachlaß sowie ein Kapital von Fr. 25,000 zur Erhaltung und Vermehrung der Sammlung des Kunstvereins.

Steiners Bleistiftzeichnung „Die Probe der Taufbitte“, welche wir heute unsern Lesern in vorzüglicher Facsimile-Reproduktion vorführen können, erschien im Neujahrsblatt der Bürgerbibliothek zu Winterthur auf das Jahr 1850, als Beilage zu einer größeren Abhandlung über die Geschichte der Stadtkirche zu Winterthur.

Im 17. und 18. Jahrhundert bestanden in Winterthur und anderwärts eigentümliche Bräuche und strenge Vorschriften mit Bezug auf die Taufe. Der Vater des Neugeborenen mußte den Geistlichen feierlich um die Vornahme bitten und dabei wurde verlangt, daß er in gesetzlich vorgeschriebener Kleidung, im Kirchenhabit, erscheine.

Dem angeführten Neujahrsblatt entnehmen wir folgendes:

„Weil 1734 besorgt wurde, es möchte einreichen, daß ein Diakon nur durch ein Billet um die Taufe

ersucht werde, ward beschlossen: Kein Diakon solle ein solches Billet annehmen, sondern erklären, daß, wie bisher und zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen, der Vater selbst in Mantel und Krage um die Taufe bitte. Auf den Bericht des Ministeriums im Jahre 1749, daß seit kurzem einige Bürger bei den Diakonen in Stock und Degen um die h. Taufe angehalten, wurde, weil dies ungeziemend, der bisherigen Uebung und dem Anstand zuwider, in das Sittenmandat aufgenommen, daß jeder Bürger, weiß Standes er sein möge, in dem gewöhnlichen Kirchenhabit sich um die h. Taufe melden solle. — Weil 1777 verlautet, daß Herr Dr. Ziegler nicht im Kirchenhabit, sondern in täglicher Kleidung um die Taufe seines Kindes angehalten, ward der Stadtdeiner zum Diakon geschickt, um die Wahrheit zu erforschen. Auf den Bericht, er sei nur in Stock und Degen gekommen, erkannte die Reformationskommission: Ihm nebst der Warnung einen ernstlichen Verweis zu geben, da sie sich zu ihm, als einem Mitglied des Großen Rates, versehen, er werde die Handhabe des Mandates sich besser angelegen sein lassen. Den Diakonen aber wurde angesonnen, wenn ein Bürger nicht im mandatischen Habit um den Tauf anhalte, es sogleich zu läden. — Endlich wurde 1786 wegen des Habits der um die Taufe bittenden Bürger im Reformationsmandat ausgesprochen, daß sie in einer anständigen Kleidung und mit dem Seitengewehr erscheinen sollen, was sie auch thaten, bis 1798 durch den Einfall der Franzosen die Begriffe von anständiger Kleidung sich plötzlich änderten und die ganze Bürgerschaft durch Abschaffung des Degens wehrlos gemacht wurde.

Die Taufe wurde den Bürgern auch zu einem Stärkungsmittel des Gedächtnisses und zu einer Übungsschule im mündlichen Vortrage gemacht. Mußte der Vater persönlich um die Taufe seines Kindes bitten, so